



Christe-Zeyse, Jochen

## **Wenn die Wellen höher schlagen. Die Polizei und der Diskurs über Rassismus in unserer Gesellschaft**

SIAK-Journal – Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis (1/2022), 30-43.

doi: 10.7396/2022\_1\_C

*Um auf diesen Artikel als Quelle zu verweisen, verwenden Sie bitte folgende Angaben:*

Christe-Zeyse, Jochen (2022). Wenn die Wellen höher schlagen. Die Polizei und der Diskurs über Rassismus in unserer Gesellschaft, SIAK-Journal – Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis (1), 30-43, Online: [http://dx.doi.org/10.7396/2022\\_1\\_C](http://dx.doi.org/10.7396/2022_1_C).

© Bundesministerium für Inneres – Sicherheitsakademie / Verlag Österreich, 2022

Hinweis: Die gedruckte Ausgabe des Artikels ist in der Print-Version des SIAK-Journals im Verlag Österreich (<https://www.verlagoesterreich.at/>) erschienen.

Online publiziert: 06/2022

# Wenn die Wellen höher schlagen

## Die Polizei und der Diskurs über Rassismus in unserer Gesellschaft



**JOCHEN CHRISTE-ZEYSE,**  
*Vizepräsident der Hochschule der  
Polizei des Landes Brandenburg.*

Am 25. Mai 2020 erstickte in Minneapolis der Afroamerikaner George Floyd unter dem Knie eines weißen Polizeibeamten. Wer dachte, dass solche Vorfälle nur in anderen Ländern passierten, sah sich auch in Deutschland und Österreich schnell mit einer öffentlichen Debatte über rassistische Einstellungen und Verfahrensweisen von Polizeibeamtinnen und -beamten konfrontiert. Betroffene berichteten über Fälle von „ethnic profiling“ und anlasslosen Personenkontrollen, von denen offensichtlich nur Personen betroffen waren, die nicht dem gängigen Klischee eines „Weißen“ entsprachen. Das Thema bekam Konjunktur, Journalistinnen und Journalisten schrieben Artikel, Bücher kamen auf den Markt, in Talkshows wurde debattiert, und Ministerien entwarfen Maßnahmenpläne. Doch zeigte sich bald, dass es zu diesem Thema zwei Diskurse zu geben schien: Der eine diskutierte die Frage, wie man Polizeibeamtinnen und -beamte schulen müsste, damit sich Personenkontrollen nicht mehr nur an der Hautfarbe oder der vermuteten Staatsangehörigkeit ausrichteten, während der andere über die Entstehung und Wirkung rassistischer Menschenbilder, über die Geschichte des Kolonialismus und über die Ausprägungen von rassistischen Denkmustern sprechen wollte, wie sie in den Köpfen aller weißen Menschen wirksam sind. Vorwürfe wurden laut und Gegenargumente, Beateuerungen weißer Menschen, sie seien keine Rassisten, stießen auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien, mit denen gezeigt werden konnte, dass tief in uns durchaus Kriterien wirksam sind, nach denen wir Menschen, die uns ähnlich sind, von Menschen unterscheiden, die wir als „anders“ wahrnehmen. Doch die Diskussion über Rassismus begann nicht erst mit „Black Lives Matter“, sondern schon lange vorher; sie füllt viele Regalmeter mit Publikationen und verfügt inzwischen über einen ausformulierten und ausdifferenzierten theoretischen Unterbau, den man grob verstanden haben sollte, wenn man sich auf diesen Diskurs einlassen und gemeinsam Lösungsmöglichkeiten erarbeiten möchte.

### 1. DIE AKTUELLE LAGE

Auf den ersten Blick scheint es recht einfach zu sein: Die Polizei darf Bürgerinnen und Bürger nicht wegen ihrer Hautfarbe, Religion, äußeren Erscheinung oder ihrer ethnischen Zugehörigkeit besser oder schlechter behandeln. Und trotzdem pas-

sieren diese Dinge: Menschen, die nicht den Kriterien einer wie auch immer gefassten „bürgerlichen Normalität“ entsprechen, müssen leider immer noch befürchten, deutlich häufiger kontrolliert, öfter verdächtigt und weniger höflich behandelt zu werden als Menschen, die diesen Kriterien

eher entsprechen. Die damit einhergehende Kritik an der Polizei ist keineswegs neu, doch rückte dieses Thema nach dem Tod von George Floyd im Mai 2020 noch deutlich stärker in den Vordergrund. In vielen Ländern demonstrierten Menschen gegen diskriminierende Polizeipraktiken, die Medien nahmen sich des Themas an, in Talkshows wurde darüber diskutiert, und die Innenministerien, Polizeibehörden und polizeilichen Bildungseinrichtungen richteten ihr Augenmerk verstärkt auf die Frage, wie angesichts dieser Lageentwicklung am sinnvollsten mit diesem Thema umzugehen sei. Die Relevanz und Dringlichkeit des Themas wurde noch dadurch vergrößert, dass die Medien in den letzten Jahren immer wieder Anlass hatten, über Fälle zu berichten, in denen Polizeibeamtinnen und -beamte in Chatgruppen rechtsextreme Äußerungen gepostet oder zustimmend kommentiert haben, in denen persönliche Daten polizeikritischer Personen rechtswidrig weitergeleitet wurden oder sonstige Vorkommnisse darauf hindeuteten, dass es in Teilen der Polizei Haltungen gibt, die nicht zu tolerieren sind.

Es wurde bald deutlich, dass die in Ministerien und Polizeipräsidien und vor allem auch in den Berufsvertretungen gern geäußerte Meinung, es handele sich dabei lediglich um einige wenige Einzelfälle, einer genaueren Prüfung kaum mehr standhielt, und es allein schon wegen der kaum zu klärenden Frage, ab wann Einzelfälle aufhören, Einzelfälle zu sein, angezeigt war, sich dieses Themas deutlich intensiver anzunehmen. Dabei merkte man allerdings auch, dass bei aller Relevanz und Dringlichkeit des Themas niemand über ein aussagekräftiges Lagebild verfügte, das es erlaubt hätte, valide Aussagen über Werte, Einstellungen, Wahrnehmungen und handlungsleitende Einflussfaktoren bei Polizeibeamtinnen und -beamten zu treffen, um auf dieser Grund-

lage wirksame Problemlösungsstrategien zu entwickeln.

Das Fehlen einer hinreichend aussagekräftigen Datenbasis hinderte jedoch weder die Polizeikritiker noch die verantwortlichen Akteure in Polizei, Exekutive und Berufsvertretungen daran, ihre Sicht der Dinge ihrem jeweiligen Publikum in Artikeln, Interviews, Talkshows und in den sozialen Medien darzubieten. Dabei wurden Fragen aufgeworfen wie die, ob die Polizei nun eher ein „latentes“, ein „institutionelles“ oder ein „strukturelles“ Rassismusproblem habe, ob sie ein Spiegelbild der Gesellschaft sei, ob sie Menschen mit latent rassistischen oder rechts-extremistischen Ansichten anziehe oder ob man erst im polizeilichen Alltag in die Gefahr gerate, solche Haltungen zu entwickeln, ob unabhängige Beschwerdestellen eingerichtet werden sollten und ob es überhaupt sinnvoll sei, die Einstellungen und Werthaltungen von Polizeibeamtinnen und -beamten in einer wissenschaftlichen Studie erheben zu lassen.

Viele Polizeibeamtinnen und -beamte nehmen die medialen Diskussionen zu diesem Thema mit einem gewissen Maß an Unverständnis wahr. Sie fühlen sich oft ungerecht beschuldigt und pauschal für das Verhalten einiger weniger Kolleginnen und Kollegen haftbar gemacht. Sie sehen, wie sehr sie selbst sowie ihre Kolleginnen und Kollegen sich im dienstlichen Alltag anstrengen, das Einsatzaufkommen zu bewältigen und die vielfältigen Aufgaben so gut es geht zu erledigen, dabei rechtskonform, unparteiisch und professionell zu handeln. Sie wissen sehr wohl, dass nicht jeder Einsatz, jede Vernehmung, jede Spurensicherung, jeder Kontakt zu Bürgerinnen und Bürgern zu 100 % dem entspricht, was sie einmal in Ausbildung bzw. Studium gelernt haben, und es gibt sicherlich hin und wieder auch Situationen, in denen man froh ist, dass sie niemand mit dem

Handy gefilmt und ins Internet gestellt hat. Doch merken sie auch, wie belastend bestimmte Einsatzsituationen sind, wie anstrengend und nervig manche Kontakte zu Bürgerinnen und Bürgern sein können, wie müde, gestresst und ausgelaugt man mitunter sein kann, und sie wissen genau, wie schnell man als Individuum an einen Punkt kommen kann, an dem man Dinge denkt, sagt oder tut, auf die man im Nachhinein nicht wirklich stolz ist. Allerdings kennt natürlich auch der eine oder andere eine Kollegin oder einen Kollegen, bei denen unprofessionelles, unsensibles, diskriminierendes Verhalten nicht mehr mit Erschöpfung, Stress und Überforderung erklärt werden kann, sondern bei denen man davon ausgehen muss, dass sie eine zynische Grundhaltung haben, mit Verachtung auf bestimmte Minderheiten schauen und diese das auch spüren lassen. Doch wie viele das sind, weiß niemand, und ab wann genau eine „etwas robuste“ Auffassung von polizeilicher Aufgabenerledigung aufhört und in rassistisch motivierte Unprofessionalität umkippt, vermag ebenfalls niemand zu sagen.

## **2. DER GESELLSCHAFTLICHE KONTEXT**

Die Polizei ist ohne Zweifel der sichtbarste Teil der staatlichen Exekutive, und so steht auch ihr Verhalten deutlich stärker im Fokus der Öffentlichkeit als die anderer, eher still vor sich hinarbeitender Behörden und Ämter in den weniger öffentlichen Teilen der Verwaltung. Damit muss es sich die Polizei auch gefallen lassen, dass die Öffentlichkeit ihr gegenüber einen hohen Anspruch an Professionalität, Rechtsstaatlichkeit und Integrität formuliert, dem entsprechen zu wollen ein wesentlicher Bestandteil des organisationalen Selbstverständnisses der Polizei sein sollte. Dass dies der Polizei in Deutschland und Österreich im Großen und Ganzen auch

recht gut zu gelingen scheint, zeigen die einschlägigen Umfrageergebnisse (vgl. Statista 2021a; Statista 2021b).

Bedingt durch die hohe Sichtbarkeit und gesamtgesellschaftliche Relevanz der Faktoren, die das Bild der Polizei in der Öffentlichkeit bestimmen, ist die Diskussion darüber, was die Ursachen für unprofessionelles Verhalten, rassistische Übergriffe oder rechtsextreme Einstellungen sind, eingebettet in einen politischen und gesellschaftlichen Kontext, der sich maßgeblich auf derartige Diskussionen und die Erfolgswahrscheinlichkeit für Problemlösungsstrategien auswirkt. Im Zuge der Black Lives Matter-Bewegung nahm die daran anschließende öffentliche Debatte deutlich an Fahrt auf, der Polizei wurde ein „latentes“ oder „strukturelles“ Rassismusproblem vorgeworfen, eine Redakteurin der linken deutschen Zeitung „taz“ wünschte sich Polizeibeamtinnen und -beamte sogar auf den Müll (vgl. Yaghoobifarah 2020), und aus den USA wurde über das Erstarken der „defund the police“-Bewegung berichtet, die zum Ziel hat, der Polizei die öffentlichen Mittel zu entziehen und Polizeiarbeit völlig neu zu organisieren (vgl. ZDF 2020). Polizeibeamtinnen und -beamte berichten, dass – auch bedingt durch die Maßnahmen im Zuge der Corona-Pandemie – Respektlosigkeiten und tätliche Angriffe selbst bei alltäglichen Einsätzen zunehmen und auch immer häufiger Videos von Polizeieinsätzen ins Netz gestellt werden, um die vermeintliche Unfähigkeit oder mangelnde Professionalität der beteiligten Polizeikräfte zu dokumentieren. Das Klima scheint rauer zu werden, und die Fronten scheinen klar gezogen.

Leider zeichnen sich öffentliche politische Diskussionen nicht immer durch ein besonderes Maß an analytischer Tiefe aus; Aussagen in Talkshows sind oft eher holzschnittartig, Meinungsbeiträge auf Twitter

sind schon durch die begrenzte Zahl an Zeichen eher wenig differenziert, und so ist die Versuchung groß, sich durch entsprechend zugespitzte Äußerungen die Zustimmung der eigenen Anhängerschaft zu sichern. Der Differenziertheit und Lösungsorientiertheit des öffentlichen Diskurses ist das nicht immer zuträglich. Nun könnte man die These vertreten, dass eine Organisation wie die Polizei, die bei der Wahl ihrer Mittel auch nicht immer zimperlich zu sein scheint, sich hin und wieder auch etwas heftigere Kritik gefallen lassen muss – ja, dass überzogene Kritik oder pointiert vorgetragene Standpunkte gut geeignet sein können, Problembewusstsein zu schaffen, Handlungsdruck zu erzeugen und den Veränderungsprozess hin zu einer Verbesserung der Zustände deutlich zu beschleunigen. Und lange Zeit gab es auch gute Gründe, sich gesellschaftliche Veränderungen grundsätzlich als linearen Prozess des Fortschritts vorzustellen und davon auszugehen, dass sich Gesellschaften als Folge des einschlägigen Engagements progressiver Gruppen Schritt für Schritt auf eine bessere Zukunft hinbewegen. Stimmt diese Hypothese, könnten Veränderungsakteure – also vor allem auch die Aktivistinnen und Aktivisten sozialer Bewegungen – den Fortschritt durch besonders prononcierte und in der jeweiligen Zeit auch provokante Forderungen durchaus befördern. Und es spricht ja auch einiges dafür, dass in der Vergangenheit bestimmte gesellschaftliche und politische Forderungen zu dem Zeitpunkt, an dem sie zum ersten Mal formuliert wurden, als unerhört oder utopisch galten. Das war der Fall bei der Forderung nach dem Ende der Sklaverei, nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht, nach der Gleichberechtigung der Frau, nach der Ehe für homosexuelle Paare und bei vielen anderen Forderungen, die uns heute selbstverständlich erscheinen, die aber zum Zeitpunkt

ihres ersten Vorbringens alles andere als eine Mehrheitsmeinung darstellten. Vor diesem Hintergrund spräche einiges dafür, dass einige Aussagen und Forderungen der Antirassismus-Bewegung heute vielleicht noch überzogen erscheinen, in der Zukunft aber als Selbstverständlichkeit gelten werden. Der missionarische Eifer, den einige der Aktivistinnen und Aktivisten dabei an den Tag legen, wäre in diesem Zusammenhang etwas Gutes, da er die gesellschaftliche Entwicklung eher beschleunigt und die Dringlichkeit des Anliegens deutlich macht.

Betrachtet man die Entwicklung in den USA, macht sich allerdings Skepsis breit. Noch vor nicht allzu langer Zeit konnte man gute Gründe haben, davon auszugehen, dass die gesellschaftlichen Spannungen in der amerikanischen Gesellschaft langsam, aber sicher weniger würden und rassistische Diskriminierung irgendwann weitgehend überwunden sein würde. Doch gerade die Erfahrungen aus den USA zeigen, dass ein solcher Prozess auch zu einer sich stetig verhärtenden Frontenbildung führen kann, wobei zwar die Unterstützergruppe der gesellschaftlichen Avantgarde zahlenmäßig langsam größer wird, der Widerstand des Rests der Gesellschaft aber ebenfalls stetig wächst und sich irgendwann zwei verfeindete Lager gegenüberstehen, die zu keinen Kompromissen mehr in der Lage sind (vgl. Haidt 2012; Klein 2020; Levitzky/Zibblatt 2018). Es gibt Anzeichen dafür, dass diese Entwicklung nicht auf die USA beschränkt ist, sondern sich auch in Europa zeigt. Das scheint vor allem dann der Fall zu sein, wenn sich ein zunehmend großer Anteil der Gesellschaft von den Forderungen einer Minderheit auf sehr grundsätzliche Art und Weise angegriffen fühlt. Ein Beispiel hierfür wäre etwa die Unterstützung von Donald Trump durch weiße Arbeiter, die lange Zeit immer die demokratische Partei gewählt haben, die sich aber durch die

politischen Diskussionen der Identitätsbewegungen und die Forderungen ethnischer Minderheiten zunehmend irritiert zeigten und deshalb einen Kandidaten wählten, der ihnen versprach, sich diesem Trend zu widersetzen.

Dies findet statt in einer Zeit, in der sich öffentliche gesellschaftliche Diskurse in mehrerer Hinsicht von denen früherer Jahrzehnte unterscheiden: Mit den sozialen Medien sind Kommunikationsmöglichkeiten entstanden, die es früher nicht gab, die Geschäftsmodelle weltumspannender Technologiekonzerne fördern eher das Aufmerksamkeitsheischende, das Schrilte und das Kontroverse, das subjektive Empfinden rückt in den Vordergrund, und Themen wie Identität, Minderheitenrechte oder das Bedürfnis nach Sichtbarkeit und Respekt nehmen stetig an Bedeutung zu (vgl. Fukuyama 2018).

Die Polizei kann sich diesen gesellschaftlichen und politischen Diskursen nicht entziehen. Dabei ist es hilfreich, ein Gespür dafür zu entwickeln, welche dieser Diskurse eher in die Kategorie der vorübergehenden medialen Aufgeregtheit fallen und welche Diskurse Ausdruck einer längerfristig wirksamen gesellschaftlichen Entwicklung sind. Erstere flauen oft von selbst wieder ab; an den gesellschaftlich und politisch relevanten Diskursen hingegen sollte sich die Polizei auch aktiv beteiligen und in einem auf gegenseitige Wertschätzung basierenden Dialog gemeinsame Standards und Strategien erarbeiten, die ein gedeihliches Miteinander auch mit gesellschaftlichen Gruppen ermöglichen, die der Polizei tendenziell eher skeptisch gegenüberstehen. Doch dazu sollte man verstanden haben, nach welchen impliziten und expliziten Regeln diese Diskurse verlaufen, welche innere Logik sie aufweisen und welchen Entwicklungsgesetzen sie folgen.

### 3. DER ANTIRASSISMUS-DISKURS IM DEUTSCHSPRACHIGEN RAUM

Die Diskussion über Rassismus in der Gesellschaft begann im deutschsprachigen Raum naturgemäß sehr viel später als in den USA, hat jedoch in den vergangenen zehn Jahren deutlich an Dynamik gewonnen. Dabei ist der Umstand bemerkenswert, dass im deutschsprachigen Raum die Diskussion weniger von den Nachfahren der zahlenmäßig bedeutendsten Einwanderergruppen, die in erster Linie aus dem Mittelmeerraum kamen (Türkei, Italien, Balkan), dominiert wird, sondern von Autorinnen und Autoren, von denen mindestens ein Elternteil aus Afrika oder den USA stammt, sowie von Autorinnen und Autoren aus arabischsprachigen Ländern oder aus dem Iran.

Aus naheliegenden Gründen hat sich auch in Deutschland und Österreich der gesellschaftliche Diskurs über die Definition von Rassismus, seine Erscheinungsformen und Ursachen, die Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen, die Bewertung der bisherigen Entwicklung und die Erwartungen an die relevanten Akteursgruppen vorwiegend an dem entsprechenden Diskurs im angelsächsischen Raum orientiert. Dort wurde in den vergangenen Jahrzehnten ein eigenes Theoriegebäude entwickelt, das sich stark an Ansätzen aus der französischen Philosophie orientiert, insbesondere an Autoren wie Michel Foucault, Jean-François Lyotard, Pierre Bourdieu oder Jacques Derrida.

Autorinnen und Autoren aus dem angelsächsischen Sprachraum, die in den meisten einschlägigen Schriften zitiert werden, sind beispielsweise Gayatri Chakravorty Spivak, die bereits 1988 mit ihrem Text „Can The Subaltern Speak?“ eine wesentliche Stimme bei der Etablierung der „Postcolonial Studies“ war und ist (vgl. Spivak 1988), sowie Peggy McIntosh, die ein Jahr später dazu bei-

trug, den Begriff „White Privilege“ („weißes Privileg“) im öffentlichen Diskurs zu verankern (vgl. McIntosh 1989). In der heutigen Zeit gelten vor allem Autoren wie Ta-Nehisi Coates (vgl. Coates 2015; ders. 2017), Reni Eddo-Lodge (vgl. Eddo-Lodge 2019) und Ibram X. Kendi (vgl. Kendi 2019) als wichtige Impulsegeber in dieser Debatte. Die in den einschlägigen Publikationen formulierten Konzepte und Begriffe wurden schnell zu wesentlichen Fixpunkten in der Debatte und finden sich auch in deutschsprachigen Beiträgen – häufig auch in der englischsprachigen Originalformulierung. Beispiele hierfür sind über die bereits genannten hinaus etwa der Begriff „White Rage“ („weißer Zorn“), den Carol Anderson 2014 in einem Beitrag in der Washington Post in die Diskussion einführte (Anderson 2014), sowie der Begriff der „White Fragility“ („weiße Zerbrechlichkeit“), der auf die Autorin Robin DiAngelo zurückgeht (vgl. DiAngelo 2018). Darüber hinaus existiert mittlerweile eine große Fülle an soziologischen, philosophischen, psychologischen, historischen, ethnologischen, sprachwissenschaftlichen und politikwissenschaftlichen, aber auch journalistischen und feuilletonistischen Texten, die gänzlich zu überblicken kaum mehr möglich ist. Dies ist auch die Folge einer deutlichen Ausweitung der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Thematik, die sich unter anderem in der gestiegenen Zahl entsprechender eingerichteter Lehrstühle, Institute und Forschungsbereiche niederschlug. Dabei verwundert es nicht, dass die Zahl derer, die wissenschaftliche Arbeiten rezipieren, deutlich kleiner ist als jene, die sich eher mit den populärwissenschaftlich oder journalistisch angelegten Veröffentlichungen beschäftigen, weshalb die Feststellung naheliegt, dass der öffentliche Diskurs vor allem durch diejenigen Autorinnen und Autoren geprägt wird, die ihre Publika-

tionen eher auf das nicht-wissenschaftliche Marktsegment hin ausrichten.

Bei der Rezeption der eher auf einen breiteren Markt hin ausgerichteten Schriften ist allerdings zu beachten, dass sich diese Art von Literatur von der wissenschaftlichen Literatur in einigen wesentlichen Punkten unterscheidet. Sicherlich beziehen sich viele Autorinnen und Autoren von eher populärwissenschaftlich oder journalistisch ausgerichteten Veröffentlichungen auch oft auf einschlägige Forschungsergebnisse, doch gesellen sich neben das Motiv, Forschungsergebnisse publik zu machen, auch andere Motive, etwa das Anliegen, die eigenen Erfahrungen, Erkenntnisse und politischen Forderungen einem breiteren Publikum mitzuteilen, der Wunsch sich in diesem Diskursraum als relevante Stimme zu positionieren und hierzu eine Anhängerschaft zu mobilisieren, aber auch das Bedürfnis, der eigenen Wut, Enttäuschung und Frustration angesichts der aktuellen Situation Ausdruck zu verleihen. Letzteres ist in einem nicht unerheblichen Teil der aus den USA stammenden Literatur deutlich erkennbar, und wer sich die Geschichte der Bürgerrechtsbewegung und des Kampfes der afroamerikanischen Bevölkerung in den vergangenen 60 Jahren anschaut, kann die Enttäuschung und Verbitterung vieler Autorinnen und Autoren auch gut nachvollziehen. Der Ausdruck dieser über Jahrzehnte hinweg gewachsenen Verbitterung findet bei den Aktivistinnen und Aktivisten auch in europäischen Ländern einen Resonanzraum, der es ermöglicht, die hier gemachten Rassismuserfahrungen in einen größeren Kontext einzuordnen. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings der Umstand, dass ein großer Teil der Menschen in den Ländern Mitteleuropas die gesellschaftliche Entwicklung in den USA während der letzten 50 Jahre bestenfalls am Rande mitbekommen hat und

somit viele der in der Literatur dargestellten Bezüge nicht sofort nachvollziehen kann. Das bezieht sich ohne Zweifel auch auf einen erheblichen Teil der Polizeibeamtinnen und -beamten, die – vorausgesetzt, sie interessieren sich überhaupt für dieses Thema – ihre Mühe haben dürften, die einschlägigen Diskurse und Veröffentlichungen überhaupt zu verstehen.

Hinzu kommt das Phänomen, dass sich über die Jahre zu Schlüsselbegriffen wie „Rassismus“, „Konstrukt“, „Mikroaggression“, „Intersektionalität“, „Othering“, „White Rage“ oder „White Fragility“ Bedeutungsumfelder gebildet haben, die von denen, die die Literatur kennen, im Diskurs sofort abgerufen und von den anderen Mitgliedern dieses Diskursumfelds als bekannt vorausgesetzt werden können. Oder anders ausgedrückt: Wer Begriffe wie „Intersektionalität“ oder „White Fragility“ verwendet, signalisiert damit, zur Gruppe derjenigen zu gehören, denen man nicht mehr das kleine Einmaleins des Antirassismus beibringen muss. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass das Wissen um die hinter solchen Begriffen stehenden theoretischen Abhandlungen und das selbstbewusste Hantieren mit diesen Begriffen recht gut mit den von Pierre Bourdieu formulierten Erkenntnissen zum kulturellen Kapital des Bildungsbürgertums beschrieben werden können (vgl. Bourdieu 1982).

Im deutschsprachigen Raum wird die Diskussion seit einiger Zeit stark von Autorinnen und Autoren wie Alice Hasters (vgl. Hasters 2019), Mohamed Amjahid (vgl. Amjahid 2017; ders. 2021a; ders. 2021b), Tupoka Ogette (vgl. Ogette 2017), Noah Sow (vgl. Sow 2018), Naika Foroutan (vgl. Foroutan 2019) oder Natasha Kelly (vgl. Kelly 2021) geprägt, die es mit ihren Büchern in die Sachbuch-Bestsellerlisten geschafft haben und sowohl in den analogen als auch den digitalen Medien recht

präsent waren bzw. sind. Die bereits an anderer Stelle angesprochene Tendenz insbesondere auch der digitalen Medien und Kommunikationsformen, eher den pointierten Äußerungen Aufmerksamkeit zu schenken, wurde auch in diesem Zusammenhang deutlich. Und so entwickelte sich in wenigen Jahren ein Diskursraum mit einem beschreibbaren Kanon an Argumenten und Thesen, die bei einem erheblichen Teil der einschlägigen Publikationen als gemeinsame theoretische Basis fungieren und die innerhalb dieses Diskursraumes auch kaum mehr grundsätzlich in Frage gestellt werden. Auch wenn es nicht ganz ohne Risiko ist, aus einer mittlerweile sehr umfangreichen und ausdifferenzierten Literatur einige gemeinsame Kernaussagen herausdestillieren zu wollen, so soll dies dennoch im Folgenden mit einer ausdrücklich vorangeschickten Ankündigung, damit keinesfalls Vollständigkeit beanspruchen zu wollen, versucht werden.

Einige dieser Thesen sind:

- ▶ Rassismus und der Begriff „Rasse“ sind eine Erfindung weißer Europäer, die eine Legitimation dafür brauchten, andere Völker unterdrücken, ausbeuten, versklaven oder sogar ausrotten zu können (vgl. Geulen 2018; Foroutan 2020, 12 f; Hasters 2019, 27).
- ▶ Rassismus ist keine individuelle Angelegenheit, sondern wir leben in einer strukturell rassistischen Gesellschaft, und deshalb ist es nahezu unmöglich, in dieser Gesellschaft aufzuwachsen, ohne selbst rassistische Einstellungen zu übernehmen (vgl. Eddo-Lodge 2019, 76–80). Den Rassismus in sich selbst zu erkennen, ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, ihn zu überwinden; wer ihn leugnet, kann das nicht.
- ▶ Weiße Menschen sind aufgrund ihres Weißseins privilegiert, sind sich dieses Privilegs aber in der Regel nicht bewusst. Dass sich weiße Menschen dieser



Privilegien bewusst werden, ist jedoch eine weitere wesentliche Voraussetzung für die Überwindung von Rassismus in unserer Gesellschaft.

- ▶ Umgekehrten Rassismus, also etwa einen Rassismus von People of Colour gegenüber Weißen gibt es nicht, da in der Geschichte vor allem schwarze Menschen diskriminiert wurden und demgegenüber weiße Menschen auch in Regionen, in denen sie in der Minderheit sind, meistens mit Respekt behandelt werden (vgl. Soltau 2020).
- ▶ Bei Äußerungen oder Handlungen gegenüber Angehörigen diskriminierter Minderheiten kommt es nicht darauf an, wie etwas gemeint ist oder welches Menschenbild die Person hat, von der die Äußerung oder die Handlung ausgeht, sondern darauf, wie das Mitglied der diskriminierten Minderheit die Äußerung oder Handlung empfindet. Definiert sie eine Äußerung oder Handlung als rassistisch, dann ist dagegen kein Widerspruch mehr möglich. Rassismus findet also auch statt, wenn die Weißen, von denen die als rassistisch empfundenen Äußerungen oder Handlungen ausgehen, sich dessen nicht bewusst sind und sie dies auch nicht intendiert haben.
- ▶ People of Colour sind jeden Tag viele Male rassistischen Blicken, Aussagen, Fragen oder Handlungen ausgesetzt, die zwar für sich allein genommen unbedeutend sein mögen, in ihrer Summe aber großes Leid verursachen können. Die Autorin Natasha A. Kelly sagte in einem Fernsehinterview: „Wenn eine schwarze Person oder Person of Colour morgens rausgeht und abends nach Hause kommt, hat sie schon über hundert Begegnungen mit Rassismus gemacht; und die Summe macht's.“ (Kelly 2020) Diese ständigen kleinen „Mückenstiche“ (vgl. Hasters 2020, 5) werden „Mikroaggressionen“ genannt (vgl. Sue et al. 2007) und stellen für die Angehörigen diskriminierter Minderheiten nach Ansicht dieser Autorinnen und Autoren eine täglich spürbare Belastung dar.
- ▶ Angehörige ethnischer Minderheiten werden nicht nur in dieser Eigenschaft diskriminiert, sondern sind oft auch Opfer weiterer Diskriminierungen, die sie aufgrund anderer Attribute bzw. Eigenschaften erdulden müssen. So wird etwa eine Frau mit afrikanischen Vorfahren und islamischem Glauben sowohl als Person of Colour diskriminiert als auch als Frau und auch als Muslima. Diese Faktoren der Diskriminierung überschneiden sich und führen zu jeweils unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen. In der Diskussion hat sich für dieses Phänomen der Begriff der „Intersektionalität“ etabliert (vgl. Crenshaw 1989).
- ▶ Die Länder der Weißen profitieren auch heute noch von der „Kolonial-Dividende“; der Wohlstand der westlichen Industriestaaten beruht auf der Ausplünderung afrikanischer, asiatischer und indigener amerikanischer Völker. Diese wiederum sind vor allem deshalb immer noch arm, weil sie Kolonien gewesen sind und weil die westlichen Industrieländer die postkolonialen Strukturen nach wie vor zum Nachteil der ärmeren Länder ausnutzen (vgl. Hasters 2019, 62–64). Die reichen Länder stehen nach Ansicht einiger Autorinnen und Autoren in der moralischen Verpflichtung, diese Ungerechtigkeit durch Zahlung von Reparationen überwinden zu helfen (vgl. Amjahid 2021a; ders. 2021b; Andrews 2017).
- ▶ In Teilen der Antirassismus-Bewegung findet inzwischen auch die Ansicht großen Zuspruch, dass die Errungenschaften der Aufklärung, die Ideale der Vernunft und der allgemeinen Menschenrechte, des kritischen Diskurses

und der faktenbasierten Erkenntnisgewinnung Konstrukte einer auf rassistischen Prinzipien fußenden eurozentrischen Weltansicht und damit abzulehnen seien. Gern wird dabei auch der Umstand betont, dass einige der großen Denker der Aufklärung (wie beispielsweise Immanuel Kant) ein nach heutigen Kriterien rassistisches Menschenbild hatten.

Wohlgemerkt: Dies sind Ansichten aus dem eher pointiert argumentierenden Teil des antirassistischen Spektrums, und sie sind sowohl im öffentlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs durchaus umstritten. Einigen Publikationen ist auch eine deutlich spürbare Verletzung, Frustration und Wut, ja oft auch Bitterkeit und Sarkasmus anzumerken, gepaart mit dem auch explizit ausgedrückten Wunsch, der Leserin bzw. dem Leser bewusst etwas zuzumuten, um damit selbstkritische Reflexionsprozesse in Gang zu bringen. Dass solche mitunter etwas holzschnittartig formulierten Denkanstöße Widerspruch erzeugen und einzelne Teile der Argumentationskette einer genaueren wissenschaftlichen Prüfung nicht unbedingt standhalten würden, wird dabei offensichtlich in Kauf genommen.

Hinzu kommt ein in nahezu allen einschlägigen Veröffentlichungen durchgängig vorhandener Grundkonsens, dass die im Antirassismus-Diskurs eigentlich nicht akzeptable Zuschreibung kollektiver Eigenschaften aufgrund der Zugehörigkeit zu einer nach ethnischen, religiösen, phänotypischen oder anderen Kriterien definierten Gruppe mit Bezug auf weiße Menschen durchaus akzeptabel zu sein scheint. So finden sich in diesen Schriften immer wieder Aussagen über vermeintlich typische Eigenschaften, Ansichten und Verhaltensweisen von weißen Menschen, wobei nur in den seltensten Fällen dem Umstand Rechnung getragen wird, dass es auch unter weißen Menschen – genau-

so wie unter allen anderen Bevölkerungsgruppen – solche und solche gibt. Belegt wird dies mit Beschreibungen selbst erlebter Äußerungen oder Handlungen von weißen Menschen, die – anders als in der wissenschaftlichen Literatur üblich – nicht nur der Illustration von empirisch erhobenen Befunden dienen, sondern unmittelbar als Beleg für das Behauptete verwendet werden. Konkret: Die Schilderung einer als rassistisch empfundenen Äußerung eines weißen Menschen wird als Beleg dafür herangezogen, worin sich der Rassismus „der“ Weißen äußert. Erklärt werden kann dies mit der Unmittelbarkeit der eigenen Erfahrungen und Verletzungen, die sich mit den Worten ausdrücken ließe: „Ihr Weißen habt uns People of Colour jahrhundertlang pauschal objektiviert und beschrieben, jetzt könnt ihr einmal am eigenen Leib erfahren, wie sich das anfühlt.“

Dies geht einher mit einer recht konsequent durchgehaltenen Verantwortungszuschreibung, die weiße Menschen für alle Verbrechen, Unterdrückungshandlungen, Beleidigungen, Kränkungen und Taktlosigkeiten verantwortlich macht, die andere weiße Menschen – oft auch vor mehreren Jahrhunderten – den Menschen mit anderer Hautfarbe angetan haben (vgl. Brown 2019; Sow 2018; Amjahid 2017; Hasters 2019). Diese Verhaltensweisen anzuprangern ist ohne Zweifel legitim; es ist auch legitim, einem Kollektiv gegenüber die Forderung zu erheben, dass sich seine eigenen Mitglieder an bestimmte Normen halten, doch ist es nach Ansicht vieler weißer Menschen auch nachzuvollziehen, wenn eine Wiener Polizeibeamtin nicht für die Sklaverei der amerikanischen Südstaaten um Entschuldigung bitten möchte oder ein weißer Mensch es ablehnt, für die Unhöflichkeit eines Berliner Kellners gegenüber einer Person of Colour mitverantwortlich gemacht zu werden.

Nicht alle der genannten Autorinnen und Autoren vertreten die hier aufgeführten Punkte in gleicher Ausprägung, doch dürften diese Argumente einen sehr weitgehenden Konsens auf dem eher pointiert argumentierenden Teil des Debattenspektrums wiedergeben. Mittlerweile gibt es jedoch auch Stimmen, die dieses Bild ein Stück weit relativieren, denen das eine oder andere Argument zu pointiert und zu provokant ist und deren Position stärker auf Differenzierung, Ausgleich und Verständigung ausgerichtet ist. Die aktuellen Veröffentlichungen von Autoren wie Aladin El-Mafaalani (vgl. El-Mafaalani 2018) oder Hamid Abdel-Samad (vgl. Abdel-Samad 2021) mögen hierfür als Beispiel dienen.

Auf einer Meta-Ebene wurden in den letzten fünf Jahren auch zunehmend Stimmen laut, die Besorgnis artikulieren angesichts der argumentativen Auswüchse in diesem Diskurs. Auch hier kamen wesentliche Veröffentlichungen zuerst aus dem angelsächsischen Sprachraum, wo der Diskurs härter und unversöhnlicher zu sein scheint als in Mitteleuropa (vgl. Haidt 2012; Fukuyama 2018; Goldberg 2018; Murray 2019; Klein 2020). Doch auch in Mitteleuropa wächst das Unbehagen – nicht nur in den traditionell zivilisationsskeptischen Kreisen konservativer Publizisten, sondern auch unter Liberalen und gemäßigten Linken. Dabei wird eine tiefsitzende Befürchtung laut angesichts der wenig attraktiven Perspektive, dass sich die Unversöhnlichkeit zwischen antagonistischen Lagern, wie sie in den USA zu beobachten ist, auch in europäischen Gesellschaften entwickeln könnte (vgl. Pörksen 2018; Bruckner 2017; Hübl 2019; Fourest 2020; Wagenknecht 2021; Scheller 2021).

Welche Einflussfaktoren wirksam werden, wenn sich Lager bilden und Fronten verhärten, soll im Folgenden kurz dargestellt werden.

#### 4. MEIN TEAM GEGEN DEINS

Wir Menschen bilden unsere Meinungen meist nicht in einem rationalen Abwägungsprozess, sondern wir verfügen gewissermaßen über eine Art „Voreinstellung“ – wie ein Computerprogramm, in dem bestimmte Einstellungen bereits als „Default“ gesetzt sind. Dieser „Default-Modus“ bestimmt die Art und Weise, wie wir auf Argumente reagieren, und er hängt sehr davon ab, mit welcher Gruppe wir uns identifizieren. Im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und politischen Diskursen ist dieser Umstand ausgesprochen relevant, denn wir tendieren stark dazu, die Glaubwürdigkeit einer Person, die wir als auf diese Art und Weise mit uns verbunden wahrnehmen, höher einzuschätzen, als dies bei einer Person der Fall wäre, mit der uns nichts verbindet oder die sogar zu den Antagonisten unserer eigenen Gruppe gehört. Der amerikanische Psychologe Thomas Gilovich drückt diesen Umstand in der Form von zwei unterschiedlichen Fragen aus, die man stellt, wenn man mit einem Argument konfrontiert wird (vgl. Gilovich 1991, 84, zit. nach Haidt 2012, 98). Kommt das Argument von jemandem, den ich als Teil „meines Teams“ wahrnehme, frage ich: „Kann ich das glauben?“ und suche Gründe, die für diese Argumentation sprechen. Es ist ein tiefsitzender Impuls in uns, der uns wünschen lässt, dass diejenigen, zu denen wir uns zugehörig fühlen, Recht haben mögen. Kommt das Argument jedoch von der anderen Seite, wird meine Gruppe kritisiert oder habe ich andere Gründe, denjenigen, der das Argument vorträgt, abzulehnen, stelle ich die Frage: „Muss ich das glauben?“ und suche nach Gründen, die gegen dieses Argument sprechen. Dabei reicht meistens ein einziges einigermaßen stichhaltiges Argument, das unsere Zweifel an der Argumentation des anderen begründen könnte, um uns einen Grund zu geben, die Argu-

mentation insgesamt abzulehnen. Denn es fiel uns schwer, uns einzugestehen, dass die andere Seite Recht hat.

Diese Vorgänge sind uns häufig nicht bewusst, sie sind aber ausgesprochen wirksam. Bezogen auf tatsächliche oder vermeintliche Übergriffe von Polizeibeamtinnen und -beamten gegenüber Angehörigen von gesellschaftlichen Minderheiten führt das zu dem immer wieder zu beobachtenden Phänomen, dass Polizeibeamtinnen und -beamte spontan dazu tendieren, selbst bei noch völlig unklarer Faktenlage den Aussagen ihrer Kolleginnen und Kollegen eher Glauben zu schenken, während die Angehörigen der betroffenen gesellschaftlichen Gruppe dazu tendieren, den Schilderungen aus dem Kreis „ihrer Leute“ eher Glauben zu schenken als den Aussagen der Polizei.

Das Muster hinter derartigen Reaktionen ist wichtig für den Gruppenzusammenhalt und deshalb auch typisch für das Verhalten von Gruppen, wenn sie in einen Konflikt mit anderen Gruppen geraten. Es äußert sich zum einen in dem Phänomen, dass es den inneren Zusammenhalt einer Gruppe stärkt, wenn innerhalb der Gruppe ein großer Konsens darüber besteht, wie inakzeptabel die Ansichten, Handlungen, Einstellungen, Eigenschaften oder Äußerungen der anderen Seite sind. Die Folge dieses Umstands lassen sich in politischen Debatten gut beobachten: Jede Seite konzentriert sich vor allem auf die extremen Aussagen des anderen Lagers und nimmt diese als Bestätigung dafür, dass die Gegnerschaft den anderen gegenüber zu Recht besteht. Wer die Schlagkraft der eigenen Gruppe stärken möchte, hat ein Interesse, den Gegner als verblendet, verantwortungslos und inkompetent, vor allem aber auch als bedrohlich darzustellen. Demagogen wissen das und nutzen diesen Mechanismus oft skrupellos und leider oft auch sehr wirkungsvoll.

Die Folge ist oft das „Schließen der Wagenburg“. Steigt der Druck von außen und ist klar, wer der Gegner ist, reagieren soziale Systeme fast immer gleich: Die Reihen werden geschlossen, Diskussionen werden unterbunden, interne Kritik wird als illoyal oder im schlimmsten Fall als Verrat empfunden. Dieses Phänomen zeigt die Merkmale einer anthropologischen Konstante, und es spricht einiges dafür, dass sich die Tendenz, bei Gefahr von außen die Reihen zu schließen und als Gruppe zusammenzustehen, als überlebensförderlicher Evolutionsvorteil erwiesen hat und deshalb als Impuls in uns vermutlich sehr tief verankert ist.

## 5. PERSPEKTIVEN

Doch wie geht es nun weiter? Bewegen wir uns – wie oben bereits angedeutet wurde – langsam auf einen Punkt zu, an dem sich zwei verfeindete Lager gegenüberstehen und man sich nur noch anschreit? Oder folgt der „großen Gereiztheit“ (Pörksen 2018) eine Phase der Verständigung und der Suche nach pragmatischen Lösungen?

Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass die Anliegen marginalisierter Gruppen vor allem dann vorankommen, wenn eine einflussreiche Mehrheit der dominanten Gruppe die Anliegen grundsätzlich akzeptieren kann. Das war sowohl mit Bezug zur amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den 1960er Jahren als auch im Zusammenhang mit der Emanzipationsbewegung zur Herstellung der Geschlechtergerechtigkeit der Fall.

Alle Bestrebungen, rassistische oder rechtsextreme Einstellungen bei Polizeibeamtinnen und -beamten zu verringern und derartige Äußerungen oder ein entsprechendes Verhalten zu ächten, sollten deshalb zum Ziel haben, ein Schließen der Wagenburg auf beiden Seiten zu verhindern und die Vernünftigen, die Aufrechten, die Gemäßigten nicht jenen in die

Arme zu treiben, die in der anderen Seite den Feind sehen, die nicht mehr zuhören, sondern nur noch ihre Ansicht bestätigt sehen wollen, dass die andere Seite hoffnungslos verbohrte und jede Diskussion sinnlos ist.

Dies gelingt nur, wenn beide Seiten auf die vernünftigen und gesprächsbereiten Protagonisten der jeweils anderen Seite zugehen, wenn man miteinander ins Gespräch kommt und dabei sehr genau darauf achtet, verallgemeinernde Aussagen über die andere Seite zu vermeiden. Dabei ist es ohne Zweifel hilfreich, sich die Berichte der jeweils anderen Seite über das, was sie belastet oder empört, anzuhören und dabei nicht sofort in den Relativierungsmodus zu schalten und mit einem „Ja, aber ...“ zu antworten. Und beide Seiten sind gut beraten, gemeinsam nach Lösungen zu suchen und eine Einigung nicht davon abhängig zu machen, ob die andere Seite sich zuerst von den auf ihrer Seite begangenen Sünden distanziert.

Auf Seiten der Polizei ist in den vergangenen Monaten und Jahren einiges in Bewegung gekommen, wir sind aber als Organisation und als Gesellschaft insgesamt noch lange nicht am Ziel. Und die Geschichte zeigt, dass gesellschaftliche Veränderungsprozesse auch wieder zum Stillstand kommen oder sogar ein „backlash“ eintreten kann und man Jahre später feststellt, dass frühere Fortschritte wieder verspielt wurden.

Damit es sich zum Besseren entwickelt, sind unterschiedliche Ebenen auf unterschiedliche Art und Weise gefordert: Die Polizeibeamtinnen und -beamten auf den Wachen und Revieren müssen sich an Recht und Gesetz halten, müssen den Bürgerinnen und Bürgern gleichermaßen professionell, zivilisiert und unpartei-

isch gegenüberstehen. Die Führungskräfte müssen Werte und Kompetenzen wie Professionalität, soziale Kompetenz, Anstand und Fairness vorleben und dürfen dabei auch keine Schlampereien dulden. Die Bildungseinrichtungen müssen mit den angehenden Polizeibeamtinnen und -beamten arbeiten, ihnen diese Werte vermitteln und sie dabei auf eine didaktisch kluge Art und Weise in ihrer Lebenswelt abholen. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sollten sich daranmachen, Erkenntnisse über Einstellungen und Sichtweisen, Entscheidungsfaktoren und Handlungspraktiken von Polizeibeamtinnen und -beamten sowie die Erlebnisse und Wahrnehmungen der von diesen Praktiken betroffenen Gruppen besser zu erforschen und mit einer interessierten Öffentlichkeit zu diskutieren. Die obersten Führungsebenen, die Ministerien, Polizeipräsidien, aber auch die Spitzen der Polizeigewerkschaften bzw. Berufsvertretungen sollten den gesellschaftlichen Diskurs zu diesem Thema weiterführen: aufnahme- und kritikfähig, reflektiert und gesprächsbereit, dabei aber fest den Werten unserer Verfassung und unserer Rechtsordnung verpflichtet. Und die Aktivistinnen und Aktivisten, die sich für die Rechte der Betroffenen einsetzen, sollten differenzieren zwischen denjenigen in der Polizei, die Teil des Problems sind, und denjenigen, die Teil der Lösung sind bzw. sein könnten. Diese brauchen sie als Bündnispartnerinnen und -partner, denn ohne sie werden sie diesen Kampf nicht gewinnen können.

Miteinander reden, zuhören, sensibel und taktvoll sein, auf Vorwürfe und dogmatische Aussagen weitgehend verzichten, den Anderen gelten lassen und gemeinsam nach Lösungen suchen – es ist eigentlich nicht so besonders schwer. Wenn man will.

**Quellenangaben**

- Abdel-Samad, Hamid (2021). *Schlacht der Identitäten. 20 Thesen zum Rassismus – Und wie wir ihm die Macht nehmen*, München.
- Amjahid, Mohamed (2017). *Unter Weißen – Was es heißt, privilegiert zu sein*, Berlin.
- Amjahid, Mohamed (2021a). *Der Weiße Fleck – Eine Anleitung zum antirassistischen Denken*, München.
- Amjahid, Mohamed (2021b). 50 Empfehlungen gegen Rassismus: „Weiße Zerbrechlichkeit, die in weiße Wut umschlägt“, *Tagesspiegel*, 26.02.2021, Online: <https://plus.tagesspiegel.de/kultur/antirassistisches-denken-unsere-stimmendringen-jetzt-in-viele-raeume-108095.html> (27.11.2021).
- Anderson, Carol (2014). “Ferguson isn’t about black rage against cops. It’s white rage against progress”, *The Washington Post*, 29.08.2014, Online: [https://www.washingtonpost.com/opinions/ferguson-wasnt-black-rage-against-cops-it-was-white-rage-against-progress/2014/08/29/3055e3f4-2d75-11e4-bb9b-997ae96fad33\\_story.html](https://www.washingtonpost.com/opinions/ferguson-wasnt-black-rage-against-cops-it-was-white-rage-against-progress/2014/08/29/3055e3f4-2d75-11e4-bb9b-997ae96fad33_story.html) (30.08.2021).
- Andrews, Kehinde (2017). „Wir reden über richtig große Summen“, *Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z)* (11), 30–31, Online: <https://www.dandc.eu/de/article/britischer-wissenschaftler-fordert-reparationen-des-westens-ehe-malige-kolonien> (22.08.2021).
- Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.
- Brown, Brandon Keith (2019). *Multikulti ist der Kern von Rassismus*, *Tagesspiegel*, 16.08.2019, Online: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/als-afroamerikaner-in-berlin-multikulti-ist-der-kern-von-rassismus/24912998.html> (31.08.2021).
- Bruckner, Pascal (2017). *Der eingebildete Rassismus – Islamophobie und Schuld*, Berlin.
- Coates, Ta-Nehisi (2015). *Between the World and Me*, New York.
- Coates, Ta-Nehisi (2017). *We Were Eight Years in Power. An American Tragedy*, New York.
- Crenshaw, Kimberlé (1989). “Demarginalizing the intersection of race and sex: a black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and anti-racist politics”, *University of Chicago Legal Forum* (1), 139–167, Online: <https://archive.org/details/DemarginalizingTheIntersectionOfRaceAndSexABlackFeminis/page/n3/mode/1up> (25.08.2021).
- DiAngelo, Robin (2018). *White Fragility – Why Its So Hard for White People to Talk About Racism*, Boston.
- Eddo-Lodge, Reni (2019). *Warum ich nicht länger mit Weißen über Hautfarbe spreche*, Stuttgart.
- El-Mafaalani, Aladin (2018). *Das Integrationsparadox – Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt*, 4. Aufl., Köln.
- Foroutan, Naika (2019). *Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie*, Bielefeld.
- Foroutan, Naika (2020). *Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft*, *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, 70 (42–44), 12–18.
- Foroutan, Naika et al. (Hg.) (2018). *Das Phantom „Rasse“. Zur Geschichte und Wirkungsmacht von Rassismus*, Bonn.
- Fourest, Caroline (2020). *Generation Beleidigt – Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Über den wachsenden Einfluss linker Identitärer*, Berlin.
- Fukuyama, Francis (2018). *Identity – Contemporary Identity Politics and the Struggle for Recognition*, London.
- Geulen, Christian (2018). *Der Rassenbegriff. Ein kurzer Abriss seiner Geschichte*, in: Foroutan, Naika et al. (Hg.), *Das Phantom „Rasse“. Zur Geschichte und Wirkungsmacht von Rassismus*, Bonn, 23–32.
- Gilovich, Thomas (1991). *How we Know What Isn’t So. The Fallibility of Human Reason in Everyday Life*, New York.
- Goldberg, Jonah (2018). *Suicide of the West – How the Rebirth of Tribalism, Populism, Nationalism, and Identity Politics is Destroying American Democracy*, New York.
- Haidt, Jonathan (2012). *The Righteous Mind – Why Good People are Divided by Politics and Religion*, New York.
- Hasters, Alice (2019). *Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen – Aber wissen sollten*, München.
- Hasters, Alice (2020). *Mückenstiche mit System. Zum Umgang mit Alltagsrassismus*, *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, 70 (42–44), 4–7.
- Hübl, Philipp (2019). *Die aufgeregte Gesellschaft – Wie Emotionen unsere Moral prägen und die Polarisierung verstärken*, München.
- Kelly, Natasha (2020). *Alltagsrassismus und Mikroaggressionen*, Interview in *Titel, Thesen, Temperamente*, 19.07.2020, Online: <https://www.facebook.com/TitelThesenTemperamente/videos/natasha-a-kelly-alltagsrassismus-und-mikroaggressionen/2117873971669874/> (29.08.2021).
- Kelly, Natasha (2021). *Rassismus – Strukturelle Probleme brauchen strukturelle Lösungen!*, Hamburg.
- Kendi, Ibram X. (2019). *How to Be an Antiracist*, London.
- Klein, Ezra (2020). *Der tiefe Graben. Die Geschichte der gespaltenen Staaten von Amerika*, Hamburg.
- Levitsky, Steven/Ziblatt, Daniel (2018). *Wie Demokratien sterben: Und was wir dagegen tun können*, München.
- McIntosh, Peggy (1989). *White Privilege*

- ege – *Unpacking the Invisible Knapsack, Peace and Freedom*, 10–12, Online: [https://psychology.umbc.edu/files/2016/10/White-Privilege\\_McIntosh-1989.pdf](https://psychology.umbc.edu/files/2016/10/White-Privilege_McIntosh-1989.pdf) (12.09.2021).
- Murray, Douglas (2019). *Wahnsinn der Massen – Wie Meinungsmache und Hysterie unsere Gesellschaft vergiften*, München.
- Ogette, Tupoka (2017). *Exit Racism – rassismus-kritisch denken lernen*, Münster.
- Pörksen, Bernhard (2018). *Die große Gereiztheit – Wege aus der kollektiven Erregung*, München.
- Scheller, Jörg (2021). *Identität im Zwielficht – Perspektiven für eine offene Gesellschaft*, München.
- Sohtau, Hannes (2020). *Es gibt keinen Rassismus gegen Weiße*, Tagesspiegel, 07.06.2020, Online: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/der-grosse-unterschied-es-gibt-keinen-rassismus-gegen-weiße/25893440.html> (23.08.2021).
- Sow, Noah (2018). *Deutschland Schwarz Weiß – Der alltägliche Rassismus*, München.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988). *Can the Subaltern Speak?*, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Basingstoke, 271–313.
- Statista (2021a). *Umfrage in Deutschland zum Vertrauen in die Polizei 2021*, Online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/377233/umfrage/umfrage-in-deutschland-zum-vertrauen-in-die-polizei/> (10.09.2021).
- Statista (2021b). *Umfrage in Österreich zum Vertrauen in die Polizei 2021*, Online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/377459/umfrage/umfrage-in-oesterreich-zum-vertrauen-in-die-polizei/> (10.09.2021).
- Sue, Derald W. et al. (2007). *Racial Microaggressions in Everyday Life – Implications for Clinical Practice*, *The American Psychologist*, 62 (4), 271–86.
- Wagenknecht, Sahra (2021). *Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt*, Frankfurt a.M.
- Yaghoobifarah, Hengameh (2020). *All cops are berufsunfähig*, taz, 15.06.2020, Online: <https://taz.de/Abschaffung-der-Polizei/!5689584/> (28.08.2021).
- ZDF (2020). *Was steckt hinter „Defund the Police“?*, 08.06.2020, Online: <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/usa-proteste-polizei-defund-police-100.html> (28.08.2021).

#### **Weiterführende Literatur und Links**

- Anderson, Carol (2016). *White Rage – The Unspoken Truth of Our Racial Divide*, New York.
- Coates, Ta-Nehisi (2014). *The Case for Reparations*, *The Atlantic*, June 2014, Online: <https://www.theatlantic.com/magazine/archive/2014/06/the-case-for-reparations/361631/> (12.09.2021).
- Gümüşay, Kübra (2020). *Sprache und Sein*, Berlin.
- Hunold, Daniela/Wegner, Maren (2020). *Rassismus und Polizei: Zum Stand der Forschung*, *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, 70 (42–44), 27–32. Online: <https://www.bpb.de/apuz/anti-rassismus-2020/316766/rassismus-und-polizei-zum-stand-der-forschung> (23.08.2021).
- Kopke, Christoph (2019). *Polizei und Rechtsextremismus*, *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, (21–23), Online: <https://www.bpb.de/apuz/291189/polizei-und-rechtsextremismus> (22.08.2021).
- Oluo, Ijeoma (2021). *Das Land der weißen Männer: Eine Abrechnung mit Amerika*, Hamburg.